

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

13] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Heuter

Elias dachte, daß wahrscheinlich einst ein kunstfertiger Pilgersmann die Knaben das Drehseln gelehrt habe, während die Ritter sich wohl mehr damit beschäftigt hätten, den jungen Mädchen fränkische Wiegenlieder zum Einlullen des künftigen Nachwuchses beizubringen.

Noch immer ging es bergan.

Eine Gruppe von Franziskanern stieg in raschem Schritt den Abhang herab. Ihre weißen Knotenstricke schlugen wie klanglose Schwerter gegen die braunen Kutten, und ihre unhörbaren Sandalen traten die auf den Weg gesäeten flimmernenden Splitter in den Staub. Sie marschierten wie zum Angriff eines unsichtbaren Feindes; unter ihren gesenkten Lidern schossen flammende Blitze hervor.

„Haben Sie jene Blicke gesehen, Herr Jamain?“ rief der Pastor. „Verflücht! Die lieben Sie nicht. Wenn Verwünschungen tödlich wären, könnte ich Sie heute nicht mehr an meinem Tische willkommen heißen. Ich begreife ihren Zorn, aber er belustigt mich nur. Nun ist die Reihe zu wüten an ihnen. Früher haben sie uns alle Lämmchen, immer kurz vor der Taufe, weggeschmüpft. Es war in ihrer Nähe auch nicht die armseligste, kleinste Befehdung zu Wege zu bringen. Aber nun haben wir unsere Vergeltung. Für Ihre Seele hätten sie hier gern fünfhundert und in Jerusalem zweitausend andere hingegeben. Als ich an jenem Tage Ihr Aufgebot von der Kanzel herab verlas, sumnte und brumnte es oben bei ihnen wie in einem Wespenneste. Am folgenden Sonntage hat man Sie auf dem Geburtsstätten-Platze in effigie verbrannt, nachdem man Sie für einen Renegaten erklärt hatte. Ich glaube auch, daß man Sie am „Heiligen Grabe“ exkommuniziert hat.“

Erblaffend blieb Elias stehen. Ihm fiel die Szene in Nazareth ein, und die Verwünschung des Lazaristenbruders.

„Sie haben mich exkommuniziert? Einen Renegaten nennen sie mich? Ja, haben wir denn nicht den gleichen Gott? Bin ich denn kein Christ mehr?“

„Im Gegenteil, mein Freund, im Gegenteil! Gerade durch Ihre Heirat sind Sie ein rechter Christ geworden. Gehen Sie selbst, was sind jene? Was sind alle Katholiken? Doch nur Götzanbeter, die mit Legenden abgesspeist werden und Heiligenbilder anbeten? Nicht wahr Cécilie?“

Kopfnidend stimmte sie zu. Sie wußte es nur allzu gut. Traurigen Herzens setzte Elias seinen Weg fort. Der Anstieg schien ihm endlos zu sein.

Düster blickte das Kastell der Amaury auf ihn herab, und drohend hingen die befestigten Klöster über ihm.

„Ach, meine Kindheitsträume! Meine Jünglingshoffnungen! Mein Mut, mein inbrünstiger Glaube! Wie so fern seid ihr!“ murmelte er. „Ein Renegat! Ja, habe ich denn nicht meine Träume verleugnet? Ein Ausgestoßener! Ja, habe ich denn nicht meine Glaubensfackel selbst ausgelöscht?“

Und schmerzlich wiederholte er:

„Ein Exkommunizierter! Ein Exkommunizierter!“

In dieser Stadt Palästinas, wo noch das Andenken an die Tempelritter und die fränkischen Könige lebendig war, lastete das Wort auf ihm mit der ganzen vernichtenden Schwere mittelalterlichen Schreckens.

Niedergeschlagen wandte er sich nach seiner Frau um, in der Hoffnung auf ein zärtliches, ermutigendes Wort, in der Erwartung eines mitfühlenden, liebevollen Blickes.

Doch sie plauderte mit Herrn Fischer, für ihn hatte sie weder Zeit noch Mitleid.

Und wie hätte sie sich auch über seine Gewissensnot erregen, wie seine Ängste teilen können! Ihre Religion war ja so positiv, so vernünftig.

„Hier, bitte, hierher!“ rief der Pfarrer mit den Armen fuchtelnd.

Elias wandte sich um. Er schüttelte auf dem „Salaam“ einer Strohdede den Staub von seinen Füßen, während ein auf die Giebelwand gemaltes blaues, von gelben Strahlen umgebenes Jehova-Auge ihn starr anblickte.

Bibelverse liefen als Fries an den Wänden des Vorraumes entlang, schmückten die Gesimse und krönten die Türen.

Auf den obersten Treppenstufen verschwand ein roter Unterrod.

„Das ist die Frau Pastorin, die sich nun noch rasch in Staat wirft,“ scherzte Herr Fischer schmunzelnd. „Aber was ist mit Ihnen, Herr Jamair, Sie sind ja blaß wie der Tod und feucht wie ein Auserstandener. Bei der Hitze haben Sie wohl Fieber bekommen? Zum Glück habe ich eine Apotheke. Bitte, treten Sie hier ein . . . ein wenig Chinin, dann ist bald wieder alles in Ordnung.“

Während der Pastor unter seinen Glasgefäßen herumkramte, sah Elias sich im niedrigen, behaglich eingerichteten und kühl-frischen Gemach um.

Mit Vogelleim überstrichene und an Schnüren befestigte Blumentöpfe hingen von der Decke herab. Ueber die Sessel und das Kippssofa waren gehäkelte Schutzdecken gebreitet; eine ebensolche Hülle bedeckte sogar eine Christusbüste aus Gips, so daß es aussah, als schlummere das Haupt unter einer Nachtmütze. Sonnegläser und dickbäuchige Flaschen füllten die untersten Fächer eines Bücherchranks voll schwarzer, mit Goldkreuzen versehener Bücher. Auf dem Deckel einer Nähmaschine ruhte ein sehr großes, aufgeschlagenes, mit Lesezeichen gespicktes Testament.

„Hier ist das Chinin! Trinken Sie einen Schluck Wasser nach! Der neue Apotheker in Jerusalem verkauft es jetzt wohl schon in Gelatinekapseln. Aber ich bin noch nach der alten Mode. Da weiß man wenigstens, was man einnimmt. Allerdings schmeckt solch ein Pulver bitterer!“

„Keineswegs! Dieses ist gar nicht bitter, hat vielmehr einen sonderbaren, faden, süßlichen Nachgeschmack. Chinin kann es also nicht sein.“

„Schlucken Sie's nicht runter! Schlucken Sie's nicht runter! Mein Gott, Cécilie, sieh doch mal nach, was auf der Etikette steht, ich habe meine Brille nicht bei der Hand.“

„Arsenik,“ sagte Elias ganz ruhig, als er das Glasgefäß dem Pastor aus der zitternden Hand nahm.

„Spud aus! Spud rasch aus!“ rief Cécilie, ihm den Löffel fortreichend, an dem er kaum geleckt hatte.

Kopflös rannte Herr Fischer im Zimmer umher.

„Ein Brechmittel! Ein Brechmittel! Lieber Gott, ein Brechmittel! Amalie! Amalie!“

Elias hatte sich jedoch bereits aus dem Fenster gebeugt und das Nötige kurzerhand besorgt.

„Beruhigen Sie sich doch! Die Sache ist nicht schlimm!“

„Ach, mein Gott, mein Gott! Schon beim Gedanken daran wird mir ganz schwach. Wie hätten die dort drüben gejubelt! Einen Menschen umzubringen, das wäre so was!“

„Es wäre immer nur ein Renegat weniger gewesen!“ schloß Elias mit trübem Lächeln.

Bald war der Zwischenfall vergessen und man setzte sich zu Tisch. Nun kam auch die Pastorin zum Vorschein. Eine Frau von gewaltigen, dicken, schlaffen Körperformen und einem kleinen, mit Sommersprossen übersäten Kopf, auf dem eine Haube mit zitronengelben Bändern saß.

Sie trug selbst auf und setzte die Schüsseln auf den Tisch, als ob sie ihr aus den Fingern glitten. Und wenn sie die Teller wieder forttrug, sah man durch den Schlitz ihres schwarzen Seidenkleides, wahrscheinlich ihre Hochzeitsrobe, einen roten Unterrod, dessen Maschen sich in die Breite verzogen.

Während der Mahlzeit blieb sie stumm, schlug ihre weißlichen Augenlider mit mädchenhafter Schüchternheit nieder und steckte die Serviette unter dem Kinn fest, um zu verdecken, daß die obersten Knöpfe ihrer viel zu engen Taille nicht zugeknöpft waren. Nur wenn der Pastor am Schluß eines Satzes ein „Nicht wahr, Amalie?“ einstrebte, redete sie ihr Doppelkinn, daß es sich wie der Saft eines Pelikans dehnte, und unter ihren geröteten Lidern hervor glitt ein zärtlicher Blick zu ihrem Mann hinüber.

Herr Fischer erzählte allerhand Jerusalem Klatsch, gab Cäcilie praktische Ratsschläge über billige Wirtschaftsführung und führte den Gelehrten in die Elemente der archäologischen Wissenschaft ein.

„Die Frau des englisch'n Konsuls hat sich mit dem türkischen Pascha stark bloßgestellt . . . Im armenischen Kloster hatte man hinter dem Altar eine Negerin vorgefunden . . . Eine neue russische Sekte, von der größere Konkurrenz zu befürchten steht, hatte sich in der Saron-Ebene niedergelassen . . . Von nun ab sollten sie ihren Wasserbedarf vom Hiobsbrunnen beziehen, denn bei dieser anhaltenden Trockenheit würden die Cisternen bald geleert sein . . . Ein Haß Sauerkraut ist im Hotel zum „Toten Meer“ angekommen; wenn sie davon noch etwas haben wollten, mühten sie sich beeilen . . . Von exegetischen Arbeiten rate er entschieden ab. Darüber habe man bereits alles gesagt, was zu sagen sei. Aber Ausgrabungen seien sehr ergiebig; er selbst habe erst kürzlich den Kinnbäcken von Balaams Esel und ein Bruchstück des Deckels vom Grabe Soliaths entdeckt.

Und während sich von Herrn Fischers Munde dieser Weisheitsstrom ergoß, vergaß er nicht, von seinen Fehlungen aus den verschiedenen Lagen einzufischen. Und Amalie bot in verschiedenen Kuchenorten Proben ihres Honigs an.

Elias bestellte jetzt ein Köstchen „Wein von Cano“ und einen großen Krug „Johannes der Täufer-Honig“.

Nun kam Herrn Fischers ganze Sozialität zum Durchbruch und er trank auf's Wohl des jungen Ehepaares.

„Ach ja! Auch er kannte die Vitaneien vom himmlischen Bräutigam! Amalie hatte sie sogar bis zum dreißigsten Jahre gejunget. Da hatte sie eines schönen Tages, als die Sonne heiß herabstürzte, auf der Hagedornhecke des in der Nähe Strahburgs liegenden Diakonats Wäschle getrocknet. Eines von den Wäschestücken war ihr davongeflattert und ihm gerade auf die Schulter gefallen, als er mit nassen Weinen und in Seidenärmeln an einem Flüßchen saß und angelte.

„Das war der schönste Fischzug meines Lebens,“ versicherte er lachend und an seinem leeren Glase schmagend. „Haha! Und die kleine Schwester Cäcilie hat ihre Augen auch recht geschickt ausgeworfen. Nun, brauchst nicht zu erröten, Kleine! Hast's im Gegenteil sehr brav gemacht; denn Du hast dabei eine Seele gerettet, und Sie, Herr Zomain, haben unsere schönste Diakonissin zur Frau bekommen. Und wer weiß, Ihr beide . . . haha, Cäcilie. Na, denk' nur an mich, wenn Du einen Baten brauchst . . .“

Und wieder schüttelte sich der Pastor vor schallendem Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Psychische Alterstypen.

Es ist eine uralte Beobachtung, daß bei normaler Entwicklung des Menschen parallel mit dem körperlichen Wachstum auch die geistige Reife zunimmt. Mit jeder Altersstufe verändert sich das Bild der menschlichen Psyche, und je nachdem die medizinische und pädagogische Erfahrung zur Unterscheidung gewisser allgemeiner Altersstufen geführt hat, unterscheidet auch die Psychologie, je nach den Formen, die das Denken, Fühlen und Wollen auf diesen Altersstufen annimmt, sogenannte psychische Alterstypen. Es liegt nahe, daß die Berücksichtigung der Alterstypen für die Erziehung des Kindes von größter Bedeutung ist.

Die Einteilung der Menschen in junge und alte, un-mündige und mündige entbehrt der wissenschaftlichen Bedeutung, auch die bekannte Dreiteilung: Kindheit, Jugend, Alter ist noch laienhaft. Erst in der Erkenntnis, daß das 6.—7. Lebensjahr als Zeitpunkt des Zahnwechsels und das 14. Lebensjahr als Beginn der Geschlechtsreife richtige Wendepunkte in der Entwicklung des Menschen bedeuten, zeigen sich Spuren wissenschaftlicher Beobachtungs- und Forschungsarbeit. Die Namen Solon und Hippokrates kennzeichnen diese Periode. Verhältnismäßig spät erst kam man dazu, sich über den Anfang der dritten Altersstufe zu einigen; im sechsten Jahrhundert nach Roms Erbauung setzte man das 25. Lebensjahr hierfür fest. Vier Altersstufen: Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter besang Horaz ein Jahrhundert vor Christi Geburt.

Bei den Germanen spielte seit alters die Siebenzahl eine Rolle. Wir kennen die Einteilung der Ritterlaufbahn in Stufen von je sieben Jahren, wir wissen, daß der Schulbesuch auf sieben, jetzt zum großen Teil acht Jahre bemessen wurde.

Als erst Pädagogen und Psychologen sich über die Wichtigkeit der Altersstufen klar zu werden anfingen und demgemäß der Entwicklung des Kindes eine sorgfältigere Beobachtung widmeten, kamen bald verschiedene Methoden auf, nach denen die Altersstufen bemessen wurden. Amos Comenius (1591—1670) unterschied

von der Geburt an sechsjährige Perioden: Mutterstadium, Mutter-sprachschule, Lateinschule, Akademie. Der Physiologe Burdach (1770—1847) legte den Stufen als Einheit die Dauer des Fruchtalters von 40 Wochen zu Grunde; zu gleicher Zeit wandte der Theologe Schwarz (1766—1837) der Frage der Altersstypen große Aufmerksamkeit zu: sein „System der Erziehung“ ist nichts anderes als eine Entwicklungs-geschichte des Menschen, wobei die Altersstufen in ihren physischen wie physischen Typen die einzelnen Abschnitte bestimmen. Auch der Theologe Denzel (1773—1838) stellte in seiner Weise „Hauptperioden der geistigen Entwicklung“ fest. Jean Paul (1763—1825) fördert in seinem Erziehungs-werke „Levana“ reiches Material zur Theorie der Altersstypen zu Tage, ebenso Fröbel, der Begründer der Kindergärten (1782—1852), in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“. Zu derselben Zeit machte die pädagogische Schriftstellerin Albertine de Necker-Saussure in einem Werke den Versuch, die ganze Erziehungsarbeit am Kinde nach den einzelnen Stufen von dessen seelischer Entwicklung anzuordnen, und Herbert (1776—1841) unterteilt in seinem Buche „Amrigh pädagogischer Vorlesungen“ vier Altersstufen: die ersten drei Lebensjahre, das vierte bis achte Lebensjahr, das Knaben- und das Jünglingsalter. Andere Pädagogen zerlegten die achtjährige Schulzeit in weitere Stufen von zwei, vier und wieder zwei Jahren.

So schätzbare diese und ähnliche Gaben alle sind, bemerkt hierzu Hartmann in Reins Encyclopädie, einen Mangel zeigen sie sämtlich alle: sie übergeben das eigentlich Wertvolle, nämlich das Beobachtungsverfahren und das Beobachtungsmaterial, mit Still-schweigen. Man weiß also nicht, worauf sich die allgemeinen Be-hauptungen und Sätze stützen.

Die Basis wurde erst zuverlässiger, als es der Psychologie ge-lungen war, zu einer tieferen Kenntnis der Funktionen des Kinder-gehirns und einem genaueren Einblicke in die Entwicklung des jugendlichen Seelenlebens zu gelangen.

Schon 1787 hatte der Würburger Professor Liedemann auf Grund der Beobachtungen seines 1781 geborenen Sohnes genaue Aufzeichnungen über „Die Entwicklung der Seelenfähigkeit bei Kindern“ gemacht, doch fanden diese erst 75 Jahre später in Deutsch-land Beachtung, als sie in französischer Uebersetzung zum zweiten-mal erschienen. Zugleich hatte Charles Darwin sorgfältige Beobachtungen über die Entwicklung seines Sohnes gesammelt, doch bedurfte die Publikation erstickt (1877), tauchte auf dem Bücher-markte eine Schrift von Löblich: „Entwicklungs-geschichte der Seele des Kindes“ auf, die jedoch wenig beachtet wurde, bis 1856 das Schriftchen „Kind und Welt“ aus der Feder des Rudolfschäfer Arztes Verthold Sigismund erschien, das von bahnbrechender Bedeutung war. Auch diese Schrift geht auf Beobachtungen zurück, die der Verfasser an seinem Söhnchen gemacht hatte. Als er aber, wie er im Vorwort berichtet, seine Aufzeichnungen mit den an anderen Kindern gemachten Beobachtungen verglich, bemerkte er so wesent-liche Abweichungen und Verschiedenheiten, daß er sich entschloß, Be-obachtungsbogen an eine Anzahl Mütter abzugeben und die so ge-wonnenen Resultate mit den seinen zu verarbeiten, um auf diesem Wege zu allgemein gültigen Gesetzen der menschlichen Entwicklung zu gelangen. Ähnlich ging Kurtmann vor, der in seinem „Tagebuch der Erziehung“ formlosere zum Eintragen von Be-achtungsergebnissen veröffentlichte, worin er besonders die ersten sechs Lebensjahre berücksichtigte: die Säuglings-, die Raubitäts- und die Raseweisheitsstufe. Später erschienen noch Kuhmanns „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Kindes“ und in Frankreich Perez' bedeutendes Werk „Die Psychologie des Kindes“ (1874), bis 1882 Professor Preyer mit seinem epoche-machenden Buche „Die Seele des Kindes“ alle bisher auf dem Ge-biete der Kinderpsychologie geleisteten Arbeiten in den Schatten stellte. Ausgehend von Beobachtungen und Experimenten, die sich auf die Entwicklung seines Sohnes bezogen, bildete er die biographische Methode in muster-gültiger Weise aus, um sodann zur vergleichenden Methode überzugehen. Sein Werk wurde grundlegend für alle weiteren Arbeiten auf dem Gebiete der Kinderbeobachtung und Kinderforschung, besonders auch im Auslande, wo Comenius in Frankreich, Sully in England und Stanley Hall in Nordamerika auf dem vorhandenen Material weiterbauten, auf neuen Wegen zu neuen Ergebnissen gelangten und die Wissenschaft über das Seelen-leben der Kinder zu einer beachtenswerten Höhe der Entwicklung führten.

Damit war auch in großer Menge Material gewonnen, um in der Frage der psychischen Alterstypen Klarer sehen und sicherer scheiden zu können. Man wurde sich einig darüber, daß die Zeit vor Beginn der Schulpflicht in zwei dreijährige Ent-wicklungsstufen zerfällt, während die eigentliche Schulzeit sich in vier Stufen gliedert, deren erste und zweite in der Regel zwei Lebensjahre umfassen; die letzten beiden sind von unbestimmter Dauer.

In den ersten drei Lebensjahren, die sich als erste Entwicklungs-stufe charakterisieren, steht das Kind fast völlig unter der Herrschaft der Sinne. Mit der Keuzerung des Selbstbewußtseins beim Kinde tritt es in die zweite Entwicklungsperiode ein. „Das normale Kind ist jetzt etwa drei Jahre alt. Es verhält sich nun nicht mehr bloß aufnehmend, sondern auch reproduzierend. Es fängt an zu ver-gleichen, zu unterscheiden, nachzuahmen und zu kombinieren, Vor-stellungsgruppen und -reihen zu bilden. Die Einbildungskraft regt sich, das Denken beginnt. Aus dem Anschauungskreis heraus ge-staltet sich der Gedankenkreis. Das Kind spielt jetzt viel sinniger und

selbständiger als zuvor, weiß sich zu unterhalten, auch wenn es allein ist, ist witzbegierig, hat hundert Einfälle. Es fragt viel und hört gern Geschichten erzählen, am liebsten solche, die seiner Einbildungskraft freien Spielraum gestatten. Auch wird es vorsichtig, aufmerksam und empfänglich für Lob und Tadel. Das Ehrgefühl erwacht, das sittliche Urteil meldet sich. Der Verkehr mit Altersgenossen wird ihm immer lieber, und da es gleichzeitig Gefallen an allerlei Beschäftigung findet, so sagt ihm der Aufenthalt in einem Kindergarten recht wohl zu.“ Diese Entwicklungsstufe, die sich bis zum Ende des sechsten Lebensjahres hinzieht, ist für die psychische Entfaltung und Reife des Kindes von allergrößter Wichtigkeit. Hier gilt es, den Anschauungskreis zu bilden, den der Lehrer beim Eintritt des Kindes in die Schule als vorhanden voraussehen muß. Denn das Kind soll unterrichtsfähig sein, d. h. es soll über einen gewissen Grad intellektueller Reife verfügen, der es befähigt, dem Unterricht zu folgen und den dargebotenen Lehrstoff geistig zu verarbeiten. Dazu bedarf es einer Menge richtiger Vorstellungen und Begriffe, die dem neu hinzukommenden Wissensstoffe als Anknüpfungspunkte dienen können. Je größer der Vorstellungsschatz im vorschulpflichtigen Alter ist und je klarer und sicherer die einzelnen Vorstellungen ausgeprägt sind, desto leichter wird das Kind in der Schule begreifen und lernen, desto rascher wird sich sein Vorstellungsschatz und Gedankenkreis erweitern. Erfahrungsgemäß sind die meisten unserer Kinder, wenn sie zur Schule kommen, sehr arm an brauchbaren Vorstellungen, daher die Forderung, durch rege Spieltätigkeit, viel Bewegung in der freien Natur, Verkehr mit Kindern und — wenn irgend möglich — durch den Besuch eines gut geleiteten Kindergartens den Kindern auf bequeme und angenehme Weise zu einer größeren Summe brauchbarer Vorstellungen zu verhelfen.

Etwa vom siebenten Lebensjahre an bis zur Beendigung des achten steht das Kind auf der dritten Stufe der Entwicklung, die im Grunde nur eine Ubergangsstufe ist und sich im übrigen fast Stufe der freien Einbildungskraft und des kindlichen Vertrauens annähert.

Ungleich wichtiger ist die vierte Stufe, auf der das mechanische Gedächtnis sich entwickelt. Die Fähigkeit, erworbene Vorstellungen in ihrer ursprünglichen Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, eine Fähigkeit, die für die gesamte weitere geistige Entwicklung des Menschen von höchster Bedeutung ist, erreicht schließlich einen so hohen Grad der Stärke, daß man wohl sagen darf, das Kind steht jetzt hinsichtlich seiner geistigen Entwicklung unter der Herrschaft des mechanischen Gedächtnisses.“ (Hartmann). Der Knabe macht sich auf dieser Stufe durch große Beweglichkeit und Wildheit, Streitsucht, Nechthaberei und Neckerie bemerkbar; das Mädchen fällt durch sein verärgertes, zanksüchtiges und schmolldendes Wesen auf. Der Erzieher muß sehr auf der Hut sein, um nicht durch Inkonsequenzen oder Schwächen, die von den Kindern sofort entdeckt und gründlich ausgebeutet werden, seine Autorität und damit seinen Einfluß gänzlich zu verlieren.

Die fünfte Altersstufe ist die des „aufstrebenden Verstandes und eines durch zunehmende sittliche Einsicht beeinflussten Verhaltens“, der sich als sechste die Stufe des „vorherrschenden Verstandes und eines durch sittliche Ideen bestimmten Handelns“ anschließt. Das ist die Zeit, in der die Kinder — wie man sagt — verständiger werden. Die Bildung psychischer Begriffe macht rasche Fortschritte und die Herrschaft des Verstandes tritt immer entschiedener hervor. Zugleich festigt sich der Wille, die Energie gewinnt an Stärke, es bilden sich sittliche Maßstäbe und Grundsätze, die ganze Entwicklung wird in diesem Stadium beherrscht von einem erhöhten Streben nach Vollkommenheit.

Bemerkenswert ist noch, daß mit den Lebensaltern auch die Temperamente des Menschen zu wechseln pflegen. Loge hat in seinem „Mikrokosmos“ dem Kindesalter das sanguinische, dem Jünglingsalter das sentimentale, der Mannheit das choleriche und dem Alter das phlegmatische Temperament als natürliche Stimmung zugeteilt.

In der bürgerlichen Wissenschaft über die psychischen Altersstufen findet sich eine Feststellung nicht, obgleich sie ganz allgemein bekannt ist, nämlich die, daß die psychische Entwicklung des Kindes in vielen Stufen in demselben Maße beeinträchtigt wird, in dem die körperliche unter der Ungunst der sozialen Verhältnisse zu leiden hat. Diese Konstatierung interessiert uns in ganz besonderem Grade. Vereinzelt liegt schon wissenschaftliches Material vor, das in dieser Hinsicht Stützpunkte bieten könnte. An eine systematische Erforschung der Zusammenhänge zwischen physischer und psychischer Entwicklung unter veränderten sozialen Bedingungen ist die bürgerliche Kinderpsychologie noch nicht herangetreten. Das proletarische Kind wartet seines Biographen noch. —

O. R.

## Kleines feuilleton.

— Das Gespenst in der Kohlenkiste. Vor einigen Tagen brachte das Dienstmädchen M. beim Zivilrichter des Bezugsgerichts Leopoldstadt (Wien) eine Kohnklage vor. Sie verlangte von ihrer ehemaligen Dienstgeberin, der Gattin des Dr. Anton K., 50 Kronen Ertrag, weil sie „ihre vierzehn Täg“ nicht machen konnte“, sondern am Schluß einer für jeden Unbeteiligten sehr drolligen häuslichen Szene stehenden Fußes entlassen worden sein soll. Die Klägerin, ein hübsches,

munteres „Stubenlächchen“, erzählt darüber laut der „Wiener Zeit“ folgendes: „Die G'schichte war nämlich so: Die gnä' Frau hat glaubt, i und der gnä' Herr ... es is zu komisch ... hätten ein ... wie sagt man denn ... no, ein Lechtelmechtel. Sie muß wohl glaubt hab'n, daß der gnä' Herr, wann sie z'Mittag ihr Schlaferl macht, zu mir in die Kuchel auf Besuch kommt, und da wollt' sie sich ... es is ungläublich, wie i mich für so schlecht anschau'n hat kuma ... da wollt' sie sich überzeugen, ob 's wirklich wahr is. Also kommt sie nachmittags, wie ich abräum' nach'm Essen, in die Kuchel, geht net schlaf'n und schlupft in uniere große, leere Kohlenkisten eini. Ich hab' natürl' la Ahnung von dem Manöver, kumm in die Kuchel z'ruck, woich G'schirr, renn umanand. Der Herr kommt natürl' net ... I arbeit' also, und ... na, es is einfach zum Totlach'n ... nehm die Rest'n vom Essen, heb'n 'n Dedel a bißl auf und schmeiß 's eini. Gleich drauf lehr' i aus und pulver' natürl' a Kassa Mist eini. Zum Schluß — i hab' grad den Of'n putz — jämweih i a große Schaufeln Wäsch'n ein. Im selben Moment — i mach an Schrei, springt der Dedel von der Kohlenkist'n auf, und die gnä' Frau steigt wie a Geist, voll Mist'n, Mist und Mittagessen aus der Kisten raus. Jessas Maran Josef, särei i z'erst, aber glei' drauf is mir a Licht aufgangen. Jetzt kummt natürl' der Spektakel. Der gnä' Herr und die gnä' Frau ... no es is net zum jag'n und zum Schluß, wer hat d' Schuld: Das arme Stubenmadl.“ Das Weisverfahren des Prozeßes ergab, daß die gellagte Frau dem Dienstmädchen nur gesündigt habe, daß die Klägerin jedoch aus freien Stücken den Dienst sofort verlassen hatte. Darum mußte die Klage abgewiesen werden. —

en. Der neuentdeckte Tempel der Gesundheit auf der Insel Kos. Das berühmteste Bauwerk im Dienst der Heilkunde des klassischen Altertums ist durch emsige Altertumsforschungen in den letzten Jahren wieder ans Licht gezogen worden. In der Blütezeit des Griechentums, im fünften Jahrhundert vor Christi, gab es zwei große Aertzeiskulen, die von Knidos und die von Kos. Die letztere hatte den größeren Ruf und wurde auf Hippokrates selbst zurückgeführt, dem die Zeitgenossen und Nachkommen einen mehr als menschlichen Geist zuschrieben und eine halbgöttliche Verehrung widmeten. Er verdiente diese Auszeichnung, weil er als erster die Kunst der Medizin auf das Studium der Natur begründete. Auf ihn soll auch die Anlage des dem Asklepios auf der Insel Kos errichteten Tempels zurückgehen, der von der Heilkunde als eine besondere Reliquie geschätzt werden muß. Die Untersuchungen und Ausgrabungen an der Stelle des großartigen Heiligtums wurden vor drei Jahren durch einen deutschen Gelehrten, Professor Rudolf Herzog aus Tübingen, energisch aufgenommen und haben auch die Teilnahme anderer Nationen hervorgerufen. Jetzt hat ein an diesen Forschungen lebhaft beteiligter englischer Gelehrter, Dr. Richard Caton, einen fesselnden Vortrag über den Tempel gehalten. Der Tempel der Gesundheit oder das Asklepeion lag am Fuß einer Bergkette in etwa drei Kilometer Entfernung von der Südküste der Insel. Die Zerstörung des ungewöhnlich mächtigen Komplexes von Bauten ist gemeinsam durch Erdbeben, durch die Vegetation und durch die Uebeltaten von Kalkbrennern geschehen, außerdem hat man die Trümmer als Steinbruch benutzt und daraus mehrere Kirchen und Moscheen gebaut. Die Vernichtung des Tempels durch das Zusammenwirken dieser Umstände ist eine so vollständige gewesen, daß bis vor drei Jahren niemand ahnte, daß der Platz Panagia mit den umliegenden Gärten die Stätte der altberühmten Asklepeion gewesen wäre. Die bisher ausgegrabenen Paulichkeiten dehnen sich über eine Fläche von 180 Metern von Nord nach Süd und 129 Metern von Ost nach West aus. Die Umgebung wirkt mit dem Blick auf das Meer, die herrliche Ebene an der Küste, auf die schöngeformten und bewachsenen Berge außerordentlich reizvoll. Die Forschungen sind jetzt weit genug gediehen, um einen Schluß auf die Beschaffenheit der großen Anlage zu gestatten; Caton hat bereits ein Bild davon entworfen, wie der Tempel mit den anliegenden Paulichkeiten ausgefallen haben mag. Durch dorische Propyläen gelangte man in eine dreiseitige Stoa oder Säulenhalle, die mit einer größerer Zahl von unregelmäßigen Gebäuden in Verbindung stand. In den Propyläen sind Reste von großen Becken und einer dahin führenden Wasserleitung gefunden worden, woraus zu schließen ist, daß dort zuerst gewisse Waschungen vorgenommen werden mußten, ehe die Besucher das eigentliche Heiligtum betreten. Die an dem linken Flügel der großen Halle gelegenen Gebäude enthielten eine ausgedehnte Reihe von Bädern, wo die von Hippokrates empfohlener heißen und kalten Douchen, die Abreibungen mit Wasser von verschiedener Temperatur, die Anwendung des Surogma, einer Art von heißer, halb flüssiger Seife, usw. verabsolgt wurden. Hippokrates war ein großer Wasserdoctor, und auf der Insel Kos wurden sicher Hunderte solcher Patienten der Wasserbehandlung unterzogen. Die übrigen Gebäude an der Halle dienten vermutlich als Wartezäle, als Konsultations- und Operationsräume, als Aufbewahrungsorte für ärztliche Instrumente und zu ähnlichen Zwecken. Jedenfalls hat sich auch eine Apotheke und Bibliothek dort befunden. Der von der Stoa eingeschlossene Hof diente sicher zur Ausführung der gymnastischen Übungen, auf die Hippokrates reichlich ein großes Gewicht legte. Die vierte Seite des Bierocks wurde durch den eigentlichen Tempel geschlossen, der dem großen Altar von Pergamon ähnlich gewesen sein muß und namentlich der Verehrung der heiligen Eslangen diente, die als Inkarnation des Gottes der Heilkunde angebetet wurden. —

**1h. Künstliche Glieder.** Die wunderbaren Leistungen der Chirurgie und des künstlichen Gliederersatzes erscheinen uns gewöhnlich als eine Errungenschaft der neuesten Zeit, und doch erweist sich auch auf diesem Gebiete bei genauerem Zusehen wieder, daß „alles schon dagewesen“ ist. Aus dem Altertum hat man eine Reihe von Daten gesammelt, die uns zeigen, daß es schon damals künstliche Gliedmaßen der verschiedensten Art und von feinsten Durchbildung gegeben hat. Selbst bei den alten Indern waren Ohren, Nasen und Lippen aus Gips bereits etwas ganz Gewöhnliches, was zum Teil daraus zu erklären ist, daß das Abschneiden dieser Körperteile bei ihnen eine häufig angewandte Strafe war.

**2h. Griechische und römische Veteranen,** die im Kriege einen Arm oder ein Bein verloren hatten, suchten diesen Mangel durch künstliche Gliedmaßen abzuwehnen. Im Museum des „Royal College of Surgeons“ in England befindet sich ein künstliches Bein, das man für das älteste seiner Art hält. Es wurde in einem Graben in Ravenna gefunden und wird im Katalog folgendermaßen beschrieben: „Römisches künstliches Bein, das künstliche Glied stellt genau die Form des Beines dar; es ist aus Stücken dünner Bronze hergestellt, die mit Bronzenägeln an einem hölzernen Kern befestigt sind. Zwei Eisenstangen, die an ihren freien Enden Löcher haben, sind an dem oberen äußersten Ende der Bronze befestigt; ein vierseitiges Eisenstück scheint zur Verstärkung gedient zu haben. Von dem Fuß findet sich keine Spur, und der hölzerne Kern ist fast zerfallen. Um das Skelett lag ein Gürtel aus plattierter Bronze mit kleinen Nieten am Rande, die wahrscheinlich zur Befestigung einer Lederausfütterung dienten. Am Fuße des Skeletts lagen drei bemalte Vasen, rote Figuren auf schwarzem Grunde. Die Vasen gehören einer ziemlich vorgeschrittenen Periode der Verfallzeit der Kunst an (etwa um das Jahr 300 v. Chr.).“ Die früheste bekannte Darstellung eines künstlichen Gliedes findet sich auf einer griechisch-römischen Vase im Louvre, die einen Satyr mit einem hölzernen Bein zeigt. Auf einem griechisch-römischen Mosaik ist ein Sportsmann mit einem hölzernen Bein dargestellt. Man glaubt, daß diese beiden Bilder der vorchristlichen Zeit angehören. Plinius spricht von einem römischen Krieger, der anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt eine hölzerne Hand trug, mit der er das Schwert handhaben konnte. Auch im Mittelalter mußten künstliche Glieder die im Kriege erhaltenen Verwundungen wieder gut machen. Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen war ein sinnreicher Mechanismus, der im Jahre 1504 für den Ritter angefertigt wurde. Ein Jahrhundert später trug der Herzog von Braunschweig eine künstliche Hand. Der französische Chirurg Ambroise Paré erfand künstliche Glieder mit beweglichen Gelenken, die geschickte Mechaniker für ihn anfertigten, unter denen der Schlosser Lorraine der berühmteste war. Paré widmet den Mitteln, wie man einen natürlichen oder zufälligen Defekt am menschlichen Körper verbessert oder ersetzt, ein besonderes Kapitel. Er beschreibt künstliche Augen und Nasen, eine künstliche Zunge oder einen künstlichen Gaumen. Später verfertigte der Vater Sebastian, ein Karmelitermönch, bewegliche Arme und Hände. Im Anfang des 17. Jahrhunderts gibt Peter Lowe in seinen „Diskursen über die gesamte Kunst der Chirurgie“ Darstellungen von künstlichen Beinen. Etwa um die Mitte desselben Jahrhunderts erwähnt der Florentiner Chirurg Falcoielli die Verwendung künstlicher Augen aus Silber, Gold und Krystall, die in verschiedenen Farben bemalt sind; er beschreibt auch künstliche Ohren aus denselben Metallen, die am Kopf mit Schnüren befestigt sind oder mit Gold- oder Silberdraht an die Haut angenäht sind. Silberne Nasen sollen schon in früherer Zeit im Gebrauch gewesen sein.

**t. Klingende Steine.** Man braucht nicht weit zu suchen, um Steine zu finden, die einen wirklich musikalischen Klang besitzen. In der norddeutschen Tiefebene sind Feuersteine sehr verbreitet, die ohne Zweifel von den Gleichern der Eiszeit aus dem Gebiet der Steine, das früher an der Ostsee eine weit größere Verbreitung gehabt hat als heute, hergeschafft worden sind. Diese Feuersteine haben wegen ihrer Härte und Dichte sehr oft die erwähnte Eigenschaft. Es hat einmal einen „Künstler“ gegeben, der sich ein Instrument hergestellt hatte, das er selbst Lithophon nannte. Es bestand aus einer Reihe von Feuersteinen, die in bestimmter Folge aufgehängt waren und so eine Tonleiter ergaben. Eine Gesteinsart, die sich auch in einigen Gegenden Deutschlands vorfindet, aber vulkanischer Entstehung ist, hat vom Volk geradezu den Namen Klingstein erhalten, und diese Bezeichnung ist von der Wissenschaft übernommen worden, die dasselbe Gestein mit dem Namen Phonolith belegt hat. Auch wenn man ein frisches Stück von Basalt nimmt, der noch eine viel größere Verbreitung besitzt als der eigentliche Klingstein, und mit einem Hammer daranschlägt, wird man einen Klang von ganz bestimmter Tonhöhe beobachten. In Ostasien findet man häufig klingende Steine, die von den Völkern als Merkwürdigkeit in den Tempeln aufbewahrt und mit einem besonderen Aberglauben verehrt werden. Auch die Kalkbauten der Korallen liefern mitunter klingende Steine, die dann zuweilen vielleicht noch durch die Naturkräfte selbst in hörbare Schwingungen versetzt werden. Eine solche Naturorgel, wie man die Erscheinung nennen könnte, ist an der Küste von Britisch-Ostafrika beobachtet worden, wo die Korallenriffe außerordentlich harte und sonderbar geformte Riffe am Gestade errichtet haben. Nicht selten sieht man dort Pfeiler aus Korallenkalk mit einem Querschnitt nach Art eines umgekehrten L. Wenn dieser wagerechte Arm von einem starken Wellensturz oder

vielleicht gar noch von einem durch das Wasser herangespülten harten Körper getroffen wird, so gibt er einen weithin hörbaren, sehr hellen musikalischen Ton von sich. —

**Medizinisches.**

**hr. Zahnverderbnis und Speichelbeschaffenheit.** Ueber die schon längst behaupteten Beziehungen zwischen dem Kalkgehalt des Trinkwassers und der Zahnaries hat Dr. Karl Köse in Dresden eingehende Untersuchungen angestellt. Von jedem menschlichen Wohnsitze, auf welche sich die Statistik bezog, wurde der Durchschnittsgehalt des Trinkwassers festgestellt. Die Tabellen Dr. Köses ergeben denn auch bis zu einem gewissen Grade Beziehungen zwischen Kalkgehalt des Trinkwassers oder vielmehr Armut desselben mit der Zahnverderbnis. Wie nun aber der mangelnde Kalk die Zähne beeinflusst, darüber haben die Untersuchungen Köses neues Licht verbreitet. Man hat bisher angenommen, daß das kalkarme Trinkwasser insofern die Zahnentwicklung nachteilig beeinflusst, als zu wenig Kalk zum Aufbau der Zähne vorhanden ist. Nun hat aber Dr. Köse nachgewiesen, daß es der Speichel ist, welcher die Zahnverderbnis herbeiführt. Der normale menschliche Speichel ist stets alkalisch und dieser schützt vor Zahnfäulnis, Aufnahme kalkhaltigen Wassers steigert die Alkaleszenz des Speichels, daher ist die Zahnfäulnis selten in Gegenden mit kalkreichem Wasser, häufig in solchen mit kalkarmem. —

**Humoristisches.**

— **Abrechnung.** Wirtin: „Zwei Groschen kostet die Suppe!“  
Gast: „Das ist billig. Da kommt auf die Fliege noch nicht ein halber Pfennig.“ —

— **Fünfzehn Minuten.** „Ich lasse mir nämlich nie was gefallen, auch von keenen Beamten. Komme ich da neulich auf 'ner kleinen Station auf der Königsberger Linie und will in 'n Zug. Kein Schalter offen, kein Stationsvorsteher vorhanden. Endlich kommt er ganz pommadig an. Ich auf ihn zu: „Herr Stationsvorsteher,“ sag ich, „was ist das vor eine Dummelei! Ich warte hier schon eine Viertelstunde, und da fährt der Zug schon ein!“ — „Ich verbitt' mir die Bedensarten!“ — sagt er; „Sie haben sich gar nichts zu verbitten!“ dommere ich los, „Sie haben Ihr Reglement zu kennen! In Ihrem Reglement steht, daß Sie fünfzehn Minuten vor Abgang des Zuges da zu sein haben, versteh'n Sie? Und ich werde mich beim Eisenbahnminister über Sie beschweren!“ — Dem hatt' ich's aber ordentlich gegeben! — Und wissen Sie, was der drauf gesagt hat? Gar nichts hat er gesagt, — bloß den Zug hat er fünfzehn Minuten auf der Station halten lassen, und nu war er im Recht mit seinem Reglement, und ich hab' in Königsberg den Anschlag verpaßt!“ — (Lustige Blätter.)

**Notizen.**

- Das Lessingtheater hat die Erstaufführung des Schwanks „Kater Lampe“ von Emil Rosenow für Sonnabend, den 24. März, angesetzt. —
- Das kleine Theater soll im Laufe des Sommers umgebaut werden. —
- Strindbergs Volksstück „Die Hermföer“ hatte bei der deutlichen Aufführung im Altonaer Stadttheater Erfolg. —
- Gustav Mahlers neueste (sechste) Sinfonie für großes Orchester gelangt bei der diesjährigen Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins in Essen zur Erstaufführung. —
- Wjats's Jugendoper „Don Procopio“ errang bei der Aufführung in Monte Carlo einen starken Erfolg. —
- Bei der in der Navigationschule zu Kopenhagen abgehaltenen Schifferprüfung wurde zum erstmaligen eine Dame zur Ablegung der Prüfung als Sechschiffer (für kleine Fahrt) zugelassen. Fräulein Anna Thiele aus Svendborg bestand sehr gut. —
- Für die Errichtung eines Gebäudes für das Deutsche Museum in München ist ein Preisanschreiben erlassen, das für die besten Entwürfe drei Preise von 15 000 M., 10 000 M. und 5000 M. vorsteht. Die näheren Bedingungen sind vom Bureau des Deutschen Museums in München (Magistratstraße 26) zu beziehen. —
- Englische Schifffahrtkreise haben sich während der letzten Jahre wiederholt mit der Behauptung beschäftigt, daß der Golfstrom seinen Lauf geändert habe, eine Ansicht, die von den Gelehrten bekämpft worden ist. Jetzt wird nun berichtet, daß der Dampfer „Campania“ der Cunard-Linie, der von Neu York kommend, dieser Tage abends in Queenstown anfan, unterwegs von dem englischen Dampfer „Astoria“ erfahren habe, daß eine ungewöhnliche Strömung, die sich auf ungefähr 120 Seemeilen ausdehnte, zwischen dem 47. und 49. Breitengrade bemerkt wurde. Die Strömung ging mit einer Geschwindigkeit von anderthalb Meilen in der Stunde in nordöstlicher Richtung. Die Wassertemperatur war 9 Grad Celsius. Das würde bedeuten, daß der Golfstrom diesmal viel weiter nach Norden geht als sonst in dieser Jahreszeit. Auch der Kapitän der „Campania“ stellte Messungen an, die ungefähr mit denen des englischen Dampfers übereinstimmten. —